

Buchbesprechungen

Die Welt der Säugetiere

WOLFGANG SCHAD: **Säugetiere und Mensch – Ihre Gestaltbiologie in Raum und Zeit**, 2 Bände, unter Mitarbeit von Heinrich Brettschneider und Albrecht Schad, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2012, 1255 Seiten, 79 EUR.

41 Jahre liegen zwischen der ersten und der zweiten deutschsprachigen Auflage dieses Buches. Aus etwas über 300 Seiten sind 1255 Seiten geworden. Über 50 Jahre Forschungsarbeit, intensive Recherchen und Beobachtungen liegen dem Buch zugrunde. Man kann daher mit vollem Recht von einem Lebenswerk sprechen, das Wolfgang Schad hier vorgelegt hat.

Aus einem schon damals fundierten, aber lange nicht so viele Tiergruppen umfassenden Werk von 1971 ist ein äußerst genaues, umfassendes und sehr klar durchdachtes Tierwesenskundebuch geworden. Es hat dem unvoreingenommenen Leser ungleich mehr zu bieten als jeder kausalistische Ansatz, der sich an Erklärungen zu Körperbau, Fellfärbungen oder grundlegendem Verhalten von Säugetieren versucht.

Bevor wir zu den Inhalten kommen, sei anfangs noch kurz bemerkt, dass nur wenige Aussagen Steiners den Anstoß für diese ergebnisreiche Forschungsarbeit lieferten. Dies ist ein sehr schönes Beispiel dafür, wie einige kurze Hinweise aus der anthroposophischen Geisteswissenschaft die Naturwissenschaft äußerst ergiebig bereichern und mit Sinn erfüllen können. Dies wäre heute auch in manch anderen Disziplinen äußerst wünschenswert.

Zum Auftakt wird – nach einem Kapitel zur Methode – in die Dreigliederung des menschlichen Organismus eingeführt. So gliedert sich der Mensch in das abbauende Nerven-Sinnes-System, das aufbauende Stoffwechsel-Gliedmaßen-System und das rhythmische System – bestehend aus Kreislauf und Atmung, welches zwischen den beiden erstgenannten Polaritäten vermittelt. Erstmals wird hierbei diese bekannte funktionelle Einteilung erweitert, so dass sich letztlich eine weitere Dreigliederung er-

gibt, die sich auf die rhythmischen Prozesse bezieht: In der Dualität des »unteren« Systems steht zwischen Gliedmaßen- und Stoffwechselfunktionen das Fortpflanzungssystem des Menschen, in derjenigen des »oberen« Systems findet sich zwischen Sinnes- und Nervensystem die Sprachorganisation.

Bei keinem Säugetier spielen die genannten funktionellen Bereiche so ausgeglichen zusammen wie beim Menschen. Das Gefüge verschiebt sich jeweils und gerade dadurch ist das Tier spezialisiert, der Mensch nicht.

Der gesamte erste Band der Werke bezieht sich nun auf die drei Hauptsäugetiergruppen: die Nagetiere, die Huftiere und die Raubtiere. Bei den nervösen Nagetieren überwiegt das Nerven-Sinnes-System, die Schneidezähne dominieren und sie benötigen hochwertige Nahrung wie Fette, Öle und Stärke, da sie verdauungsschwach sind. Polar dazu dominiert bei den ruhigeren Huftieren mit ihren großen Körpermassen das Stoffwechsel-Gliedmaßen-System. Ihre Backenzähne sind wesentlich – bei schwer verdaulicher Zellulose-Nahrung. Zwischen beiden stehen vermittelnd und mit mittleren Körpergrößen die Raubtiere. Eckzahndominiert ernähren sie sich von Eiweiß, welches der eigenen Körpersubstanz bereits sehr ähnlich ist. Auf alle im Buch betrachteten Tiergruppen genauer einzugehen, würde hier den Rahmen sprengen, darum sollen nur einige Gesichtspunkte genannt werden. Schon die fast künstlerische, fein überlegte Herangehensweise von Wolfgang Schad kann den Leser immer wieder begeistern. So beginnt er z.B. mit den Raubtieren als der mittleren Tiergruppe und nicht mit den Nage- oder Huftieren, wie man erwarten würde. Bei der genauen Betrachtung der

Marderartigen wird hierbei vieles dargestellt, was für die sinnesoffenen kleinsten Vertreter dieser Tiergruppe genauso zutrifft wie für die Nagetiere und viele weitere sinnesdominierte Tiere. Ähnlich ergibt sich aus der Betrachtung der größeren Vertreter der Marderartigen Allgemeines für zahlreiche stoffwechselstarke Tiere. So gelingt es dem Autor vorzüglich, anhand der beschriebenen Beobachtungen, welche der Leser oft an den Abbildungen selbst direkt nachvollziehen kann, Phänomene darzustellen, die dann an späterer Stelle, insbesondere am Ende des ersten Bandes als Regeln formuliert werden können, da sie in zahlreichen Tiergruppen gefunden wurden.

Dem Kapitel über die Landraubtiere schließen sich zwei hoch interessante Kapitel über Robben und Wale an. Auch für ein Verständnis der Meeressäuger erweist sich der dreigliedrige Ansatz als äußerst fruchtbar. Es folgt die Darstellung der Nagetiere. Sehr ausführlich (auf ca. 350 Seiten) werden daraufhin die Huftiere dargestellt. Über die verblüffenden Ergebnisse kann der Leser dabei nur immer wieder erstaunt sein und sich daran regelrecht begeistern. So ist es faszinierend, wie durchgängig die Bildeprinzipien der Dreigliederung vorgefunden werden können und welch schlüssiges Bild sich daraus ergibt. Dies gilt ebenso für die jeweilige Verwandtschaft der Säugetiere wie auch für einzelne Organe, z.B. die hornbildende Haut oder deren Drüsen (Schweiß-, Milch- und Talgdrüsen, siehe S. 820). Ja selbst aus den Hinterlassenschaften der Tiere wird eine klare Dreigliederung ersichtlich, seien es Fährten- oder Kots Spuren! Ähnlich wird im Kapitel über die Hirsche die Dreigliederung am Geweih der Tiere aufgezeigt und damit an jeder einzelnen Geweihstange für den Leser sichtbar gemacht. Vieles kann der interessierte Leser somit direkt als »Handwerkszeug« mitnehmen und übelnd anwenden; sei es auf Fotos, in Sammlungen, im Zoo oder in der freien Natur.

Der zweite Band des Buches befasst sich anfangs mit den Embryonalhüllen und der Plazentation der Säugetiere. Das Hauptkapitel zu diesem Thema wurde von Heinrich Brettschneider geschrieben. Es ist zwar durchaus interessant

und schließt klar an die bisherigen Kapitel an, ist aber so kompliziert verfasst, dass es für den Laien schwer verständlich sein wird. Ihm folgt ein Kapitel über die Milchzusammensetzung der Säugetiere und des Menschen, in welcher sich, wie auch in der vorangegangenen Embryologie, wiederum eine klare dreigliedrige Ordnung ausspricht.

Den Anschluss machen weitere Säugergruppen, die wie im ersten Band einer genauen Analyse und Synthese unterzogen werden. Nahtlos eingereiht ist hier das aufschlussreiche Kapitel von Albrecht Schad über die Beuteltiere Australiens und Amerikas, welche als ursprüngliche Säugetiere ihre Dreigliederung nicht ganz so offensichtlich zeigen wie die anfangs besprochenen Tiergruppen. Gefolgt wird es von Insektenfressern, Primaten, Hasenartigen, Elefantenverwandten und den Fledertieren. Zum Verständnis all dieser Tiergruppen erweist sich der dreigliedrige Betrachtungsansatz durchgängig als ein sehr fruchtbarer.

Ebenso anregend sind die drei abschließenden Kapitel. Die beiden vorletzten Kapitel »Zum Todesgeschehen« und »Vom Seelischen der Tiere« ergänzen sich gegenseitig, so dass sie auch unter einer gemeinsamen Überschrift stehen könnten. Der fruchtbare Ansatz der Medizin, zwischen einem schädigenden Tod (Nekrose) und einem gesunderhaltenden Tod (Apoptose) zu differenzieren, schafft einen weiteren Verständnisrahmen für das Lebendige allgemein wie für das Leben der Säugetiere. Ebenso der Blick auf die Zeitgestalt einzelner Tiere oder der Entstehung ihrer Organe, welche schon das ganze Buch durchzieht und hier nochmals konkret betrachtet wird. So wird die schwächende Akzeleration (Beschleunigung) in der Entwicklung der das Leben stärkenden und verlängernden Retardation (Verlangsamung) gegenübergestellt. Mit einem Kapitel zur Dreigliederung des Menschen findet das Buch seinen Abschluss und damit schließt sich der Kreis zum Beginn.

Ein großer Teil des Buches besteht aus sehr genauen Naturbeobachtungen, möglichst nah an den Phänomenen, welche der Begriffsbildung dienen. Reine Naturbeschreibungen blei-

ben immer aktuell und veralten nicht in dem Maße, wie das meiste übrige Gedruckte. Schon darin ist das Buch etwas ganz Besonderes, wie auch durch sein hervorragendes Bildmaterial, das über Jahrzehnte zusammengetragen wurde. Ein vergleichbares Werk, welches sich als derart fruchtbar an nachvollziehbaren Ergebnissen herausgestellt hätte, ist mir im naturwissenschaftlichen Kontext weder aus der klassischen »universitären« noch aus der »goetheanistisch-anthroposophischen« Literatur bekannt.

Ich möchte mich daher in vollem Umfang der Aussage Wolfgang Schads anschließen, wenn er auf der vorletzten Seite über den Entstehungsprozess des Buches resümiert: »Eine für den Autor anfangs unerwartete, weil unvorhergesehene Fülle an durchgreifendem Verständnis eröffnet sich, wie sie keine kausalistische, geschweige denn finalistische Interpretation bisher bieten konnte.«

Benjamin Bembé

Standardwerk islamische Philosophie

ULRICH RUDOLF, RENATE WÜNSCH (Hrsg.): **Philosophie in der islamischen Welt: 8.-10. Jahrhundert** (Grundriss der Geschichte der Philosophie Bd. 1), Schwabe Verlag, Basel 2012, 612 Seiten, 167,50 EUR.

Es ist eine Wohltat, ein willkommener »Zufall«, dass gerade jetzt, zu einer Zeit, in welcher widersprüchliche und schwer interpretierbare Nachrichten aus dem islamischen Kulturraum zu uns gelangen, eine schwergewichtige Buchreihe zu erscheinen beginnt, die sich dem Ursprung und der Entwicklung der Philosophie in der islamischen Welt widmet.

Die mit einer solchen Darstellung verbundenen Schwierigkeiten werden mit Souveränität und Umsicht gemeistert, nicht zuletzt deshalb, weil es sich um ein Gemeinschaftswerk verschiedener ausgewiesener Experten handelt. Solche Schwierigkeiten sind, nebst vielen anderen, die tiefgreifenden historischen Vorurteile gegenüber einer »islamischen Philosophie«, deren Auswirkungen bis in die Gegenwart reichen, Abgrenzung gegenüber anderen geistigen Kulturleistungen in der islamischen Welt sowie die außerordentlich magere und mangelhafte Überlieferungssituation (fehlende oder ungenügende Editionen, verloren gegangene Manuskripte etc.). So sind zum Beispiel nach vorsichtigen Schätzungen bisher nur ca. zehn Prozent aller Manuskripte aus dem 13.-18. Jahrhundert überhaupt gedruckt worden.

Die mit diesem Band begonnene Gesamtdarstellung der philosophischen Traditionen in der islamischen Welt ist ein Monument gegen das

Vorurteil, dass es im Mittelalter (und später) gar keine eigene islamische Philosophie gegeben habe, dass diese im Wesentlichen in einer Kommentierung, in einer Übernahme und Fortentwicklung literarischer Formen und Gattungen der Antike (Kommentar, Abhandlung, Lehrgedichte etc.) und bestenfalls in einer Systematisierung der griechischen Philosophie bestanden habe. Mit anderen Worten: Der Hauptbeitrag der ersteren sei in der Bewahrung, Übersetzung und Überlieferung der letzteren zu suchen, das heißt in der Übernahme des griechischen Erbes und dessen Weitergabe an das lateinische Europa.

Durch neue und neueste Untersuchungen erscheinen die diesen einseitigen Vorurteilen zugrunde liegenden Tatsachen in einem neuen Licht und bringen Überraschendes zutage. Zum einen fand das philosophische Denken in der islamischen Welt nach der Aufnahme und Verarbeitung der griechischen Philosophie bis um ca. 1200 nach Christus keinesfalls ein Ende. Zum anderen zeigte sich bereits in dieser Aufarbeitung eine Selbständigkeit des Denkens, der Themen und der Untersuchungsmethoden, die weit über die aus der griechischen Philosophie überlieferten Gedanken hinausging.

Lange Zeit wurde unterschätzt, was es überhaupt bedeutete, eine neue philosophische

Tradition in (meist) *arabischer Sprache* zu begründen. Denn bis weit in nachchristliche Jahrhunderte hinein war das Griechische *die* Sprache der Philosophie: Wer philosophisch dachte, forschte, schrieb und ernst genommen werden wollte, tat dies auf Griechisch, auch wenn er in einem anderen Sprach- und Kulturraum sozialisiert wurde. Durch die aktive Begründung einer Philosophie in arabischer Sprache wurde das Unternehmen Philosophie internationalisiert, von der Gebundenheit an *eine* Sprache und an *eine* Nation gelöst und damit zu einem Anliegen des menschlichen Denkens gemacht, das Kultur- und Sprachgrenzen zu überschreiten vermag. Man darf sich mit Recht die Frage stellen, ob es je zu einer Philosophie in lateinischer Sprache, insbesondere zur mittelalterlichen scholastischen Philosophie und deren Weiterentwicklung bis in die Renaissance und darüber hinaus (und damit natürlich auch in weitere Sprachräume wie etwa das Englische, Deutsche und Französische hinein), gekommen wäre ohne den »Umweg« über die Philosophie in arabischer Sprache.

Die genaue Sichtung und Bearbeitung von Manuskripten aus dem islamischen Kulturkreis hat zudem zutage gefördert, dass die schon damals auf der Grundlage einer streng wissenschaftlichen Methodik und mit philosophischer Genauigkeit durchgeführten Übersetzungs- und Übertragungsleistungen viel aktiver, tiefgreifender, umfassender und komplexer gewesen sind als bisher angenommen. Im Vordergrund des damaligen philosophischen Denkens und Übersetzens standen ohne Frage Aristoteles und seine Kommentatoren, bis dahin, dass etwa von Plato und den Vorsokratikern so gut wie nichts übersetzt worden zu sein scheint. Erstens waren jedoch insbesondere auch christliche und indische Strömungen an Übersetzungen beteiligt sowie andere Kultursprachen, vor allem syrisch und (mittel-) persisch. Des Weiteren war zwar Bagdad ein zentraler Ort der Übersetzungstätigkeiten, aber bei weitem nicht der einzige und allein wichtige. Drittens wurde das Übersetzen nicht nur aus philosophisch-kulturellem Impetus von Machthabern und Mäzenen gefördert, sondern diente auch als Instrument der

Machtausübung, der Bestimmung des religiösen und politischen Diskurses im Zuge der Etablierung islamisch inspirierter Herrschaftsformen, bis hin zum universalistischen Anspruch des Islam als Religion.

Die Darstellung von philosophischen Strömungen in einem so weit ausgedehnten Kulturraum wie dem islamischen macht Eingrenzungen und dynamische Zugänge notwendig, die es mit sich bringen, auf Grundsatzfragen zurückzugreifen: Was ist Philosophie? Wie entwickelt sie sich? Wie kann sie von mystisch-agnostischen Einsichten, wie von spirituellen Erfahrungen unterschieden werden? Wie kann sie von rationaler islamischer Theologie und Rechtslehre, von Sufismus, von »orientalischer Weisheit«, von Wissenschaft abgegrenzt werden? Was sind ihre Methoden, was ihre Fachgebiete? Angesichts der Tatsache, dass die meistens behandelten Autoren auf verschiedensten Gebieten tätig waren, ist dies kein leichtes Unterfangen. Allerdings gibt es in diesem Zeit- und Kulturraum für die Auffassung von Philosophie als einer rational begründeten und argumentierenden Wissenschaft, als einer grundsätzlichen Reflexion über die Strukturen des Denkens und des Seins, die vor allem Logik, Metaphysik, Physik und Ethik umfasste, einen zentralen und durchgehenden Aus- und Anknüpfungspunkt: Aristoteles. Durch einen expliziten Bezug auf Aristoteles sind die meisten Abgrenzungen vorgezeichnet.

Alles in allem: Der erste Band dieser Reihe ist eine Fanfare, die weitherum gehört werden sollte und Interesse auf deren Fortsetzungen weckt: Band II, 11.–12. Jh., Band III: 13.–18. Jh., Band IV: 19.–20. Jh. Neben sehr hilfreichen Übersichtsdarstellungen enthält er umfangreiches und detailliertes Material zu bisher kaum bekannten Autoren. Im Vordergrund stehen jedoch drei herausragende Philosophen der Frühzeit: der Universalgelehrte Abu Ishaq al-Kindi (gest. um 861), der Mediziner Abu Bakr ar-Razi (gest. um 925), der neben seinen philosophischen Untersuchungen eine spirituelle Medizin verfasste, und der in vielen Bereichen Tätige Abu Nasr al-Farabi (gest. um 950), der danach strebte, eine philosophische Argumen-

tation mit mathematischer Genauigkeit zu erreichen, und der vor allem als Vorläufer von Ibn Sina (Avicenna) bekannt wurde.

Die bibliographische und inhaltliche Präsentation von Originalliteratur, die Zusammenfassungen eigener und fremder Forschungsbeiträge sowie die allgemeinen Übersichten sind hervorragend, die Verarbeitung von Sekundärlite-

ratur ist umfassend – eine starke Leistung des Autorenteams und der Herausgeber. Der Band schließt mit einem arabischen und griechischen Glossar, einem sehr ausführlichen Sachregister und einem umfassenden Autorenregister. Es werden alle Erwartungen an ein solches Standardwerk erfüllt, ja vielleicht übertroffen.

Renatus Ziegler

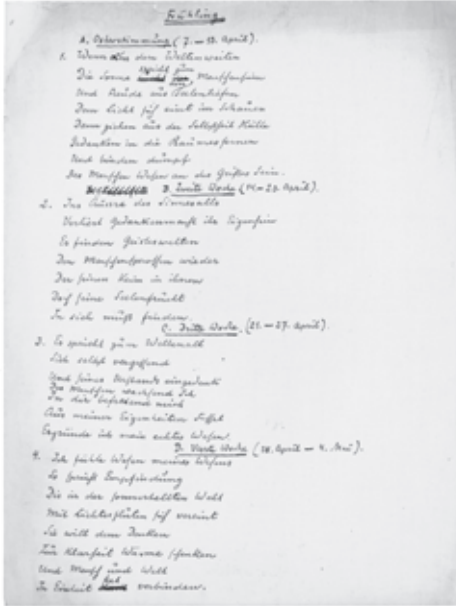
Der Imperativ zur Transparenz

BYUNG-CHUL HAN: **Transparenzgesellschaft**, Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2012, 96 Seiten, 10 EUR.

Die Forderung nach Transparenz hat Hochkonjunktur. Mit ihr scheint ein urdemokratisches Anliegen nach Offenlegung und Nachprüfbarkeit politischer Entscheidungsprozesse, finanzieller Transaktionen, der Informationsgewinnung und sämtlicher gesellschaftlich relevanter Vorgänge verbunden zu sein. Alle uneinsehbaren, sich hinter den Kulissen abspielenden politischen und gesellschaftlichen Vorgänge unterliegen bei den Parteigängern der Transparenz einem Generalverdacht. Nicht Vertrauen, sondern Misstrauen ist der Nährboden der Forderung nach Transparenz.

Angesichts der im Dunstnebel der Intransparenz versunkenen Vorgeschichte der Entscheidungsfindung eines Projekts, wie es das von Stuttgart 21 war, angesichts der von Wikileaks enthüllten Geheimdiplomatie, der man sich immer noch befleißigt, erscheint die apodiktisch vorgetragene Behauptung Byung-Chul Hans, »die Transparenzgesellschaft« sei »eine Hölle des Gleichen«, weil mit ihr das Denken und Handeln des Menschen letzten Endes total berechen-, steuer- und kontrollierbar gemacht werde, einigermassen vermessen. Wenn dann der Autor auch noch mit dem Ideologen der Konservativen Revolution Carl Schmitt argumentiert, zu »jeder großen Politik« gehöre das »Arcanum«, das Geheimnis und ebenso Hierarchie, Geheimdiplomatie und ein gehöriges Maß an strategischer Unsichtbarkeit, dann könnte beim Leser der Verdacht der Fürsprache für ein konservatives, machtwortversessenes Denken Huns aufkommen. Vollends bestätigt könnte sich der Leser in die-

ser Wertung angesichts solcher Sätze sehen wie »Das Ende des Geheimnisses wäre demnach das Ende der Politik« oder: »Die Piraten-Partei als Partei der Transparenz setzt die Entwicklung der Post-Politik fort, die einer Entpolitisierung gleichkommt. Sie ist eine Anti-Partei, ja die erste Partei ohne Farbe. Die Transparenz hat keine Farbe. Farben sind dort nicht als Ideologien, sondern nur als ideologiefreie Meinungen zugelassen. Meinungen sind folgenlos ... Ihnen fehlt die durchschlagende Negativität« (S.15). Dieser mögliche beim Leser aufkommende Generalverdacht, man habe es hier mit einem konservativen Hüter alter, gewohnter Machtpolitik, gar dem Sachverwalter eines vergangenen, unseligen, heiligen Herrschaftszeitalters zu tun, kommt zum Verstummen, wenn man einmal die im Verlauf der kleinen Schrift zusammengetragenen Beobachtungen und Argumente auf sich wirken lässt, die das Apodiktische der am Ausgang des Buches vorgetragenen Thesen zu nachvollziehbaren Einsichten verwandeln können. Dann kann auch die Vehemenz und Unnachgiebigkeit des Urteils über eine als postmoderne und damit harmlose, weil systemimmanente Erscheinung, wie die Piratenpartei sie ist, nachvollzogen werden. Denn – so Byung-Chul Han – als ideologiefreie Meinungspartei lässt diese wie die »heutige Meinungsgesellschaft das bereits Existierende unangetastet« (S.16). Politik werde in ihr vollends zum pragmatischen Verwaltungsgeschäft im Rahmen der Akzeptanz der bestehenden sozioökonomischen Verhältnisse.



RUDOLF STEINER Seelenkalender in der Fassung der Handschrift

Herausgegeben von Peter Selg
96 Seiten, 24 Abb., Großformat, gebunden
Euro 42,- / CHF 52,- / ISBN 978-3-905919-53-0

Das Manuskript des Seelenkalenders verfasste Rudolf Steiner sehr wahrscheinlich Ende Februar 1912 in München – auf den Bogen eines Briefpapiers, «in einem Zuge» und mit nur sehr wenigen Korrekturen; es wurde 1972 in den «Beiträgen zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» erstmals veröffentlicht. Die bibliophile Sonderausgabe (Faksimile in Originalgröße) erscheint zum 100. Jahrestag der Grundsteinlegung des Johannesbaus, verbunden mit einem längeren Essay zu seinen geistigen Hintergründen («Christian Rosenkreuz, die Stiftung der ‚Gesellschaft für theosophische Art und Kunst« und der ‚Kalender 1912/13«»). Die

Ausgabe ist Hella Wiesberger gewidmet, die sich – nach Marie Steiner-von Sivers – wie niemand anderes im 20. Jahrhundert um die Edition des Werkes von Rudolf Steiner verdient gemacht hat und seit vielen Jahrzehnten im Sinne des Stiftungs-Impulses arbeitet.

Peter Selg Grundstein zur Zukunft

Vom Schicksal der Michael-Gemeinschaft
96 Seiten, 4 Abb., Leinen mit SU, Euro 23,- / CHF 29,-
ISBN 978-3-905919-51-6

In zwei aufeinander bezogenen Studien verfolgt Peter Selg das Ereignis der Grundsteinlegung des ersten Goetheanumbaus vom 20. September 1913 im Zusammenhang der sogenannten Michael-Bewegung, d.h. dem von Rudolf Steiner 1924 explizit kenntlich gemachten Hauptwirkensimpuls der Anthroposophischen Gemeinschaft und Gesellschaft. Er zeigt die fundamentale Bedeutung des 1913 in Dornach Begonnenen auf und beleuchtet mit Rudolf Steiners Karmavorträgen die schicksalhafte Zielsetzung der «Freien Hochschule für Geisteswissenschaft» – schicksalhaft im Hinblick auf die daran beteiligten Individualitäten, aber auch im Hinblick auf den künftigen Fortgang der Zivilisation. Die Monographie schließt an das vor zwei Jahren publizierte Buch «Die Grundstein-Meditation Rudolf Steiners und die Zerstörungen des 20. Jahrhunderts» an und ist dem zentralen Beitrag Sergej O. Prokofieffs für die geistige Gestalt des Goetheanum verbunden. «Michael ist ein kräftiger Geist, und Michael kann nur mutvolle Menschen, innerlich mutvolle Menschen vollständig brauchen.» (Rudolf Steiner)



Verlag des Ita Wegman Instituts

Als dezidierte »Meinungs- und Transparenzpartei« wäre so gesehen die Anti-Partei Piratenpartei ein Signum postmodernen Denkens schlechthin: In diesem wird jeder (objektive) Wahrheitsanspruch (welcher Weltanschauung auch immer) als im Kern totalitär und undemokratisch gebrandmarkt und durch den Glauben ersetzt, ein jeder konstruiere sich sein subjektives Weltbild nach Maßgabe der Erkenntnisbrille, die er nun mal aufhat, selbst. Erkenntnis wird zur Meinung. Damit wäre der Beliebigkeit Tür und Tor geöffnet. Unter diesem Gesichtspunkt macht Huns Eingangsschelte und Einlassung auf ein aktuelles Phänomen der allseits gelobten Meinungsvielfalt Sinn.

In den folgenden, mit eingängigen Überschriften versehenen Kapiteln (Positivgesellschaft, Ausstellungsgesellschaft, Beschleunigungsgesellschaft, Intimgesellschaft usw.) dekliniert der Autor den spätmodernen »Transparenzzwang« an einer ganzen Palette gesellschaftlicher Phänomene durch. Was einstmals als Heiliges, als Transzendenz, als Rätsel, als das »Andere«, als rituelles Spiel mit Rollen und Masken, als unantastbare Privat- und Intimsphäre geschätzt und hochgehalten wurde, erlischt und verdunstet heute in mannigfaltigen Formen exhibitionistischer Selbstentblößungen, Zur-Schau-Stellungen, Entgrenzungen und Distanzlosigkeiten. Der Autor im Originalton: »Der Imperativ der Transparenz verdächtigt alles, was sich nicht der Sichtbarkeit unterwirft. Darin besteht ihre Gewalt« (24).

Nach Hun hat der Transparenzzwang als »systemischer Zwang« inzwischen universelle Gestalt angenommen. Er beherrscht nicht nur die Massenkultur, das Internet, Politik als Selbstinszenierungsshow usw., er durchdringt inzwischen

auch die intimsten Sphären der menschlichen Seele, verleitet diese zu distanzlosen Selbstoffenbarungen und lässt selbst die Liebe zur Komfort- und Konsumformel verkommen. Alles soll angenehm und lustvoll sein, Schmerz und Leid gilt es mit allen Mitteln zu vermeiden. Hun hinterfragt das Überhandnehmen eines Veröffentlichungs- und Selbstdarstellungswahns, der die Leere einer geistig und kulturell verarmten Spätmoderne durch eine Überfülle an Information, Präsentation und Kommunikation in immer dichteren Zeiträumen zu kompensieren versucht. Die penetrante Forderung nach Transparenz läuft letztlich darauf hinaus, dass ein jeder jeden kontrolliert. Dies geschieht auf der Basis eines selbst generierten Zwangs, meint Hun. Dass die »Selbstauleuchtung« effizienter als die Fremdauleuchtung ist, leuchtet ein, geht sie doch unmittelbar mit dem »Gefühl der Freiheit« einher.

In der digitalen »Hyperkommunikation« entblößen sich die Akteure selbst: »Der Exhibitionismus und Voyeurismus speist die Netze als digitales Panoptikum. Die Kontrollgesellschaft vollendet sich dort, wo ihr Subjekt sich nicht aus äußerem Zwang, sondern aus selbstgeneriertem Bedürfnis heraus entblößt, wo also die Angst davor, seine Privat- und Intimsphäre aufgeben zu müssen, dem Bedürfnis weicht, sie schamlos zur Schau zu stellen« (S. 76f.).

Wieder einmal ist dem Autor eine gelungene und spannend zu lesende streitbare Schrift über eine Form der spätmodernen »freiwilligen Knechtschaft« (so Hans Magnus Enzensberger: *Armer Orwell!*, in: *Der Spiegel* 13/2012) gelungen, die im Gewand der Freiheit auftritt.

Gerd Weidenhausen

Geschichte eines Netzwerkes

HELMUT BÖTTIGER: **Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb**, DVA Verlag, München 2012, 478 Seiten, 24,99 EUR.

Immer wieder wachsen auf den Feldern der deutschen Literatur Epochen, in denen Mythen wuchern. Die Gruppe 47 bildet ein solches Feld, erstreckte sich der lose Bund engagierter Schriftsteller und Literaturkritiker doch über 25 Jahre. Auf deren jährlichen Treffen lasen über 200 Autoren aus ihren Werken, darunter zwei spätere Nobelpreisträger (Böll und Grass). Nicht minder berühmt waren die Kritiker, beispielsweise Marcel Reich-Ranicki, Hans Mayer oder – nicht selten in einer Doppelrolle als Autor – Walter Jens. Die meisten haben das literarische und damit auch geistige Leben der Bundesrepublik und der DDR durch ihre Verbindungen entscheidend geprägt, selbst nach Auflösung der Gruppe im Jahr 1972. Auch heute noch melden sich Günter Grass, Martin Walser, Peter Handke, Alexander Kluge, Hellmuth Karsch-Haas oder Fritz J. Raddatz regelmäßig zu Wort. Vielleicht wäre es sogar angebrachter zu schreiben: versuchen noch immer das mediale Geistesleben in Deutschland zu beherrschen. Umso erfreulicher liest sich Helmut Böttigers Monographie über die Geschichte der Gruppe 47, in der es nicht nur um Fakten und Texte geht, sondern auch um die Bildung von Netzwerken, um Kommunikation, um Freundschaften und ein sich im Laufe der Tagungen und Jahre veränderndes Bewusstsein der Autoren und Kritiker. Böttiger beschreibt dabei sehr anschaulich, wie Hans Werner Richter, jener bescheidene Autokrat, einen kleinen Freundeskreis zur ersten Tagung in Ilse Schneider-Lengyels Haus am Bannwaldsee bei Füssen einlud; mit getippten Postkarten, die auch in den folgenden Jahren in banger Hoffnung von der literarischen Elite Deutschlands erwartet wurden. Denn ein Ausbleiben der Einladung hatte nicht selten erhebliche Ansehens- und damit Einkommensverluste auf dem deutschen Literaturmarkt zur Folge.

Einige der Teilnehmer, wie übrigens auch Richter, hatten ihrem Schreibimpuls in ameri-

kanischer Kriegsgefangenschaft eine stärkere, neue Richtung gegeben und suchten sich anfangs gegen »innere« und echte Emigranten zu definieren. Gerade die Fraktionsbildungen innerhalb der Gruppe 47, die zunehmende Kommerzialisierung, die machtbewusste und talentierte Autoren wie Günter Grass begünstigte, andere Schriftsteller aber massiv benachteiligte – wie beispielsweise den grandiosen Gert Ledig, der zwar eingeladen wurde, aber nicht zu lesen wagte – werden von Böttiger präzise analysiert. Dabei sind einzelne Kapitel der chronologischen Arbeit den Planeten und Kometen der deutschen Literatur gewidmet; so wird die geplant nervöse Selbstinszenierung der Ingeborg Bachmann erstaunlich präzise herausgearbeitet, die unstatthafte Liaison zwischen Klaus Roehler und Gisela Elsner wird von Böttiger sehr anschaulich beschrieben, sowie die Begleitumstände der Tagungen. Das Weinfass, das auf der Tagung in Marktbreit allzu rasch geleert wurde, oder die Wildsau, die in Jugenheim gestiftet wurde, unter der Bedingung, dass sie von den Dichtern selbst erlegt werden sollte. Böttiger gibt dazu nicht nur die einschlägigen Veröffentlichungen über die Gruppe 47 wieder, sondern hat sich die Archive der Sender öffnen lassen und wichtige Zeitzeugengespräche (mit Joachim Kaiser, Milo Dor, Martin Walser oder auch Peter Hamm) geführt, um diesen wichtigen Teil der bundesdeutschen Geistesgeschichte erzählen zu können und nicht nur eine Aufzählung eindimensionaler Fakten zu liefern. Sein kenntnisreiches Werk lockt den Leser zudem noch tiefer in das Reich der großen und auch der vergessenen Literatur, weil es Lust macht, die Klassiker der frühen Bundesrepublik noch einmal zu besuchen oder einstmals heftig diskutierte Werke neu zu erforschen, um die Seitenarme des breiten Stromes unserer Geistesgeschichte bis in die kleinsten Verzweigungen zu erkunden.

Matthias Fechner

die Drei 9/2013

Eine Anstrengung in menschlicher Wirklichkeit

UPTON SINCLAIR: **Öl!**. Neu übersetzt von Andrea Ott, Manesse Verlag, München 2013, 768 Seiten, 34,95 EUR.

THOMAS WOLFE: **Die Party bei den Jacks**. Übersetzt von Susanne Höbel, Manesse Verlag, München 2011, 352 Seiten, 24,95 EUR.

JAMES AGEE/WALKER EVANS: **Preisen will ich die großen Männer**. Übersetzt von Karin Graf, Die Andere Bibliothek, Berlin 2013, 520 Seiten, 38 EUR.

WILLIAM GADDIS: **Die Fälschung der Welt**. Übersetzt von Marcus Ingendaay, DVA Verlag, München 2013, 1232 Seiten, 34,99 EUR.

Die europäische Wirtschaftskrise beschert die Wiederveröffentlichung amerikanischer Romane aus der Zeit der Depression. Und es gilt, literarische Meisterwerke zu entdecken.

»... die Krise breitete sich über das ganze Land aus, und es hieß, selbst große Konzerne und sogar Banken seien in Schwierigkeiten. Panik lag in der Luft ... Überall Knappheit, Sorge in den Gesichtern, Andeutungen von Bankrott und Arbeitslosigkeit ...« Was sich liest wie die Beschreibung der aktuellen wirtschaftlichen Lage in einigen Ländern Europas, entstammt dem Roman *Öl!* des amerikanischen Schriftstellers Upton Sinclair aus dem Jahr 1927. Immer mehr Verlage nehmen das heutige Krisengeschehen zum Anlass, um sozialkritische Werke aus der amerikanischen Rezessionszeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder aufzulegen. *Öl!* erschien in einer Neuübersetzung von Andrea Ott und mit einem Nachwort von Ilija Trojanow.

Sinclair erzählt von James Arnold »Dad« Ross, der, aus armen Verhältnissen stammend, in Südkalifornien zum millionenschweren Ölmagnaten aufstieg und dessen gleichnamigem Sohn »Bunny«, der Skrupel hat, in die Fußstapfen eines Vaters zu steigen und sich für sozialistische Ideen begeistert. Hintergrund der Handlung sind der Ölboom der 20er Jahre und der Kampf um Reichtum und Macht in allen seinen Ausprägungen. Da werden Gewerkschaftsführer gekauft, Regierungsbeamte bestochen und arglose Bauern übervorteilt. Es wird gelogen und betrogen und kaum einer bleibt verschont vom »Feuer der Gier«.

Öl! steht in einer Reihe ambitionierter, ethisch

gestimmter Romane, in denen Sinclair, beginnend 1906 mit *Der Sumpf* über die Schlachthäuser Chicagos, die soziale und politische Wirklichkeit seiner Zeit ausleuchtet. Angeregt hatte den Roman der spektakuläre Teapot-Dome-Skandal der Harding-Regierung, als der amerikanische Innenminister Ölreserven der Marine auf dem Ölfeld Teapot Dome in Wyoming sowie auf zwei Ölfeldern in Kalifornien gegen Bestechung zu extrem niedrigen Preisen an private Ölfirmen verpachtete. Aber auch mit dem Ersten Weltkrieg, der Russischen Revolution und der hysterischen Angst vor einer bolschewistischen Verschwörung setzt Sinclair sich auseinander.

Es entbehrt nicht der Ironie, dass er nach dem Zweiten Weltkrieg selbst dieser Hysterie verfiel und zu einem Protagonisten des Kalten Krieges wurde. In *Öl!* aber wirft er einen kritischen Blick auf die amerikanischen Truppen, die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in Sibirien verblieben, um die bolschewistische Regierung zur Anerkennung jener gewaltigen Kredite zu zwingen, die die Regierung des Zaren vor und während des Krieges von amerikanischen Bankiers und Großindustriellen erhalten hatte.

Darüber hinaus bietet die Neuausgabe des Romans Gelegenheit, mit den beständig wiederkehrenden Vorbehalten aufzuräumen, Sinclair habe glänzend recherchiert, unwiderlegbares Beweismaterial zusammengetragen und soziale Missstände aufgedeckt, aber seine Romane besäßen keinen literarischen Wert. Obwohl Dichter wie Bertolt Brecht und Erich Fried zu seinen Bewunderern zählten, wurde Sinclairs Erzählkunst, seine Sprache und seine Bildlichkeit, lange Zeit verkannt. Leider streift auch

Trojanow in seinem Nachwort den literarischen Aspekt nur knapp und beschränkt sich auf die Erwähnung der enormen Wirkung von Sinclairs Romanen als Indiz für ihre literarische Qualität. Tatsächlich gehört Sinclair mit Theodore Dreiser, John Steinbeck, Sinclair Lewis, William Faulkner, Ernest Hemingway, Erskine Caldwell, John Dos Passos und Richard Wright zu den großen Realisten der amerikanischen Literatur. Seine Romane, die die Wirklichkeit angesichts rascher Industrialisierung, Massenproduktion und neuen Arten des Wirtschaftskampfs durch Trust- und Monopolbildungen gerade in ihren bittersten Aspekten zu bewältigen suchen, zeichnen sich durch eine komplexe Figurenzeichnung sowie eine radikale Durchdringung der Lage des Einzelnen in der Gesellschaft aus. Der alte Ross muss am Ende die Vereinigten Staaten verlassen, um den Ermittlern des Senats zu entkommen. Er stirbt fern seiner Heimat und sein Vermögen verschwindet. Sein Sohn ist innerlich zerrissen zwischen der Liebe zu seinem Vater und der Einsicht in die Unmoral von dessen Geschäftemacherei. Er fühlt sich keiner Welt zugehörig, der seines Vaters nicht, aber auch nicht der seiner Kommilitonen oder seiner sozialistischen Freunde. Was er empfindet, ist »nur Kummer und schmerzliche Verlassenheit«. Es ist die Darstellung dieser Zerrissenheit und Verlorenheit des Menschen, der keinen gesellschaftlichen Ort mehr findet, die dem Roman über die Sozialkritik hinaus noch eine weitere Dimension verleiht.

Ähnliches gilt für Thomas Wolfe, dem Kritiker mit dem Vorwurf, er schreibe bloß sein Leben ab, ebenfalls den literarischen Rang abzuspüren suchten und der als großartiger Epiker in seinen Romanen die endlose Bewegung des Lebens darstellt. »Es singt Vergänglichkeit«, schrieb Hermann Hesse über Wolfes ersten Roman *Schau heimwärts, Engel!*. Wolfe spürt dem Wesen der Zeit nach, der unaufhaltsam vorbeiziehenden Gegenwart und dem sich beständig mehrenden Vergangenen. 1995 holten Suzanne Stutman und John L. Idol den Roman *Die Party bei den Jacks* aus dem in der Houghton Library der Harvard University verwahrten Nachlass. In der Übersetzung von Susanne Höbel und mit

einem Nachwort von Kurt Darsow liegt er erstmals in deutscher Sprache vor.

Allerdings muss man anmerken, dass es sich bei dem Roman um keinen unbekanntem Text handelt. 1940 hatte der Cheflektor des New Yorker Harper-Verlags aus unvollendet hinterlassenen Manuskripten Wolfes Roman *Es führt kein Weg zurück* zusammengestellt und dabei unter dem Titel *Mr. Jack und seine Welt* bereits den Großteil des Textes veröffentlicht. Auch ist der Roman in jedem Fall ein Fragment. »Es ist noch eine große Menge zu überarbeiten, aber ich denke, es lässt sich schon absehen, was daraus werden könnte, wenn es einmal fertig ist«, zitiert Darsow in seinem Nachwort einen Brief, den Wolfe kurz vor seinem Tod an seine Agentin schrieb.

Auch in diesem Roman ist das Thema Zeit bestimmend, wenn künftige Ereignisse sich drohend ankündigen. Das Ehepaar Jack lädt im Mai 1928 in sein elegantes New Yorker Apartment zu einer schrillen Party. »Drei Dutzend der Vortrefflichsten und Besten« feiern ausgelassen, während die Große Depression ihre Schatten vorauswirft. Kaum wahrnehmbar sind die Anzeichen für den Zusammenbruch, so dass Frederick Jack den kritischen Moment der Verunsicherung gleich wieder verdrängt: »Alles war so solide und prächtig, so unvergänglich und so gut. Und alles war, als wäre es immer schon so gewesen – war auf magische Weise ganz bei sich, wie es, bei allen magischen Ausweitungen, sein musste, für immer.«

Am 24. Oktober 1929 brachen in New York die Börsenkurse ein. Mehr als 5000 Banken schlossen und zahllose Unternehmen gingen Bankrott. Die Industrieproduktion fiel um 50 Prozent. Millionen Menschen verloren ihre Arbeit. Hart traf es die Pachtbauern im Süden des Landes. Sie lebten in elenden Behausungen, die den Pachtherren gehörten und mussten als Pacht auch noch einen Großteil ihrer Ernte abliefern. 1936 beauftragte das Magazin *Fortune* den jungen Journalisten James Rufus Agee, eine Reportage über das Halbpächterwesen im Süden der Vereinigten Staaten zu schreiben. Agee wünschte sich Walker Evans als Fotografen. Im Sommer 1936 reisten die beiden für

drei Wochen nach Alabama.

Nach langem Suchen fanden sich drei weiße Pächterfamilien, die sich gegen Bezahlung zur Verfügung stellten. Agee stürzte sich mit Verve in die Arbeit. Dann aber uferte sein Text so aus, dass *Fortune* ihn nicht abdrucken wollte. Bis 1938 arbeitete Agee an dem Manuskript. Doch auch Buchverlage lehnten es ab. 1941 konnte es mit Evans Fotografien im Bostoner Verlag Houghton & Mifflin erscheinen. Das Buch wurde kein Erfolg. Der Zweite Weltkrieg hatte mittlerweile begonnen und dem Land einen wirtschaftlichen Aufschwung beschert. Das Elend der Pächterfamilien interessierte nicht mehr. Erst mit der Wiederauflage 1960, als Agee schon tot war, avancierte es zum Kultbuch. Man sah in ihm das künstlerische Zeugnis der Großen Depression. Bis es auf Deutsch erschien, dauerte es allerdings noch einmal 20 Jahre. 1989 kam bei Schirmer/Mosel unter dem Titel *Preisen will ich die großen Männer* die erste deutsche Übersetzung von Karin Graf heraus. Diese wird jetzt in der Anderen Bibliothek wieder aufgelegt.

»Sie leben in einer ständigen Beschämung und Beleidigung durch Unannehmlichkeiten, Unsicherheiten und Minderwertigkeiten«, schreibt Agee und fasst damit all die elenden Facetten des Pächterlebens zusammen, die zugige Kate, den kalten Fußboden, das Ungeziefer, die zerlumpte, dreckige Kleidung, das zerbrochene, unappetitliche Essgeschirr sowie das völlige Fehlen selbst rudimentärer sanitärer Einrichtungen. Agees Absicht ist es, die grausame Erscheinung des Bestehenden zu erfassen. »Eine Anstrengung in menschlicher Wirklichkeit« nennt er sein Vorhaben. Doch er bleibt diesem Vorsatz nicht treu. Zu emphatisch bringt er sich in das Leben der Familien ein. Während er sich sogar im Pächterhaus einquartiert, zieht Evans die Distanz und zumeist das Hotel vor. Er verfolgte kein anderes Ziel, als kunstvolle Fotografien zuwege zu bringen. »... NO POLITICS whatever«, lautete seine Devise. Agee hingegen stellt seinem Text ein Zitat aus dem »Kommunistischen Manifest« voran.

In seinem Vorwort betont er die Eigenständigkeit der Fotografien, die nicht bloß illustrativ

sein sollten, sondern dem Text ebenbürtig, von ihm unabhängig, aber »von gemeinsamer Wirkung«. Sie wurden daher auch nicht in den Text integriert, sondern ihm als eigener wortloser Teil vorangestellt. Selbst auf Bildunterschriften wurde verzichtet. Aus dem Spannungsverhältnis von wortlosem Bild und überbordendem Text bezieht das Buch seine Wirkung. Agee sucht diese Spannung zu steigern, indem er im Vorwort betont: »Beim Lesen des Textes war lautes Lesen intendiert.« Damit verdeutlicht er zugleich den expressionistischen Charakter seiner Ausführungen.

Es geht bei Agee immer um alles, um das Weltganze. Sein Text bricht beständig aus in soziale Anklage und O-Mensch-Pathos. »Overwritten« nannte ihn Kenneth Seib. Agee ergeht sich in dichterischer Imagination und bringt auch sich intensiv in den Text ein. Er findet wortreiche Vergleiche, philosophiert über Schönheit und reflektiert ausführlich das eigene Tun, seine Zweifel und seine Furcht, die Pächterfamilien zur Schau zu stellen, was er durch ein Sühne-Gelöbnis besänftigt.

Posthumer Ruhm scheint das Schicksal zu sein, das all diesen Autoren und ihren Büchern zu eigen ist. In besonderer Weise trifft dies auf einen Roman zu, der, obwohl es sich um eine Wiederauflage handelt, immer noch als Entdeckung gelten kann: William Gaddis' monumentales Debüt *Die Fälschung der Welt*. Erst 1998, wenige Wochen vor Gaddis' Tod, kam es in der Übersetzung von Marcus Ingendaay beim Verlag Zweitausendeins heraus. Das amerikanische Original erschien 1955. Es wurde von der Kritik verrissen und verschwand nach wenigen Monaten vom Markt. Gaddis zeigte sich enttäuscht und ernüchtert. Sieben Jahre hatte er an dem Roman gearbeitet und wie er gegenüber seinem Übersetzer bekundete, sei er überzeugt gewesen, dass ihm Erfolg beschieden sein werde.

Aber erst nach seinem Tod setzten die Elogen ein. Da war Gaddis das alles beherrschende Genie der amerikanischen Nachkriegsliteratur und *Die Fälschung der Welt* der Schlüsselroman der Postmoderne und die großangelegte Groteske auf die abendländische Zivilisation. Er-

folg beim Publikum hatte der Roman trotzdem nicht. Zu nachdrücklich haften ihm die Attribute der Kritiker an: schwierig, unzugänglich, unlesbar. Der Humor, den Gaddis reklamierte, blieb unerkannt.

Der Roman wurzelt tief in metaphysischen, mythologischen und religiösen Traditionen. Gaddis breitet ein geradezu enzyklopädisches Wissen aus. Pate stand Goethes *Faust*. Wyatt, der Sohn eines calvinistischen Priesters, geht den Pakt mit dem Teufel ein. Im New Yorker Künstlerviertel Greenwich Village wird er zum genialen Kunstfälscher. Allerdings kopiert er die alten Gemälde nicht einfach, sondern schafft neue Originale – flämische Meisterwerke aus dem 15. Jahrhundert.

Gaddis behandelt das Thema Fälschung in allen seinen Erscheinungsformen, als Lüge, Betrug, Nachahmung, Täuschung, Simulation, Schwindel. »Überall, wo ich hinschaute, sah ich Falschheit«, erläuterte er im Gespräch mit

seinem Übersetzer seine Idee zu dem Roman. »Alles schien auf Lug und Trug gegründet. Unsere sämtlichen Werte waren falsch.« Was los sei mit Amerika, habe er sich gefragt. Ein Prozent der Bevölkerung besitze 40 Prozent des Vermögens und die Reichen würden immer reicher und die Armen immer ärmer. Er habe eine zutiefst pessimistische Sicht auf die Entwicklung der amerikanischen Gesellschaft und der westlichen Kultur.

Mit dem Zusammenbruch dieser Kultur endet der Roman. Als der Komponist Stanley, Gegenspieler des Malers Wyatt, sein in der Tradition Bachs geschriebenes Orgelstück an der gigantischen Orgel einer italienischen Dorfkirche aufführte, erbeben die Mauern, »trotzdem dachte er nicht daran, jetzt aufzuhören. Selbst als alles ins Schwanken geriet und knirschend in die Tiefe krachte, schien es eher wie der Jubelschrei der Erlösung.«

Ruth Renée Reif

Literarisches Jena

DETLEF IGNASIAK: **Das literarische Jena. Autoren-Galerien und Dichter-Stätten**, Quartus Verlag, Bucha bei Jena 2012, 370 Seiten, 24,90 EUR.

Das literarische Jena: Von Detlef Ignasiak liegt bereits ein Buch von 1985 mit dem gleichen Titel vor. Das jetzige ist wesentlich erweitert (von 100 auf 370 Seiten) und mit viel Bildmaterial versehen. Dazu kommt eine andere Art der Darstellung: Es ist jetzt Lesebuch und Lexikon in einem. Der Autor, Inhaber des Quartus Verlages in Bucha bei Jena, gründete 1993 die Literaturzeitschrift *Palmbaum*. Die Ausstellung zum literarischen Jena im dortigen Romantikerhaus (vgl. Rezension in DIE DREI 10/2011) wird einigen Lesern in Erinnerung sein.

Wohl die meisten haben von der Schlacht von Jena und Auerstedt gehört, aber wer kennt Jena? Napoleon eroberte die Stadt 1806, für Literatur interessierte er sich als Feldherr nur am Rande.

Detlef Ignasiak, 1950 in Berlin geboren, lebt seit 1970 in und um Jena. Er ist als Verleger und Autor, daneben als Reise- und Stadtführer

tätig. Als Kenner der thüringischen Landesgeschichte hat er zahlreiche Publikationen über die Kulturgeschichte Thüringens veröffentlicht. Zu seinen bekanntesten Werken gehören *Dichter-Häuser in Thüringen* (1996), *Das literarische Gotha* (2003), *Luther in Thüringen* (2007). Mit Frank Lindner erarbeitete er *Das philosophische Thüringen*. Ein weiteres Buch aus dem Quartus Verlag: Ulrich Kaufmann (Hg.): *Dichterwege nach Jena. Eine literarische Spurensuche in drei Jahrhunderten*.

Es ist eine äußerst verdienstvolle Aufgabe, die er hier in Angriff genommen und auf beste Weise gelöst hat. In zwölf Kapiteln vom Mittelalter über Humanismus und Reformation, Schicksal der Universität, Klassik und Romantik, Weg in die Moderne, Weimarer Republik und NS-Zeit bis zur Nachkriegs- und DDR-Zeit umreißt er die literarische Geschichte der Stadt, die stets eng mit den politischen Verhältnissen verbun-

die Drei 9/2013

den war. Ein 13. Kapitel berührt die vielen eingemeindeten Orte, unter denen Cospeda (Museum zur Schlacht von 1806), Wenigenjena (Schillerkirche) und Lobeda (großes Neubauviertel schon zu DDR-Zeiten) am bekanntesten sind.

Immer wieder begegnen wir Goethe, der oft in Jena war. Insgesamt fünf Jahre verbrachte er in diesem »lieben närrischen Nest«: entweder im Schloss, arbeitend als Minister und Dichter, oder auf Abendgesellschaften wie im Frommannschen Haus, wo ihm Minchen Herzlieb, seine Altersliebe, begegnete. Oder er traf Schiller, wie damals, als er ihn nach einer Tagung der Naturforschenden Gesellschaft im Bachsteinschen Haus nach Hause begleitete. Dieser Weg über den Markt ist jetzt mit Messingplaketten als Spur nachgezeichnet, dazu ist am neuen Kirstenschen Haus, dem Nachfolgebau von Schillers zerstörtem Wohnsitz, ein modernes Denkmal angebracht, auf dem als LED-Schrift der Briefwechsel Goethes und Schillers erscheint.

Das Haus des berühmten Mathematikers Erhard Weigel (1625-1699) gehörte mit seinem Observatorium zu den »Sieben Wundern Jenas«. Ignasiak schlägt vor, das Weigelsche Haus am Eichplatz, an fast historischer Stelle, wieder aufzubauen. Warum nicht? Heute ist vieles möglich.

Die kleine anthroposophische Buchhandlung am Johannistor möchte man fast auch zu den Wundern Jenas zählen. Ein Jenaer Buchhändler, der Rudolf Steiner verehrte, gründete 1929 unter dem Namen »Goetheanum« einen Buchladen, den er mit Mobiliar und Farben ganz »anthroposophisch« einrichtete. Dieses Interieur wurde beibehalten, auch als der Name in »Jenaer Bücherstube« geändert werden musste. Noch heute findet man das Geschäft unverändert, seit 1983 von Gunther Philler geleitet. – Rudolf Steiner hatte sich während seiner Arbeit am Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv von 1890-97 sicherlich öfter in Jena aufgehal-

ten. Später ist seine Teilnahme an der Feier zu Haeckels 60. Geburtstag bezeugt, ebenso ein Aufenthalt im Juni 1924, als er das »Heil- und Erziehungsinstitut für seelenpflegebedürftige Kinder« in Lichtenhain besuchte.

Kaum jemand wird je vom Reusner-Rhodomannschen Dichterkreis zur Zeit des Späthumanismus (Ende des 16. Jahrhunderts) gehört haben, aber mit ihm begann das Jenaer Kulturleben. Man erkennt beim Nachlesen über die ca. 750 einzelnen Persönlichkeiten, wie Dichter, Schriftsteller, Philosophen, dazu Verlage, Zeitungen und Druckereien ihr Bestes für die Stadt gaben, wie ein guter Wille durch die Jahrhunderte ging und Früchte trug: in alter und in neuer Zeit.

Wer jedoch Jena zu Zeiten des real existierenden Sozialismus kannte und heute wieder sieht, ist erstaunt, welche geistige Kraft in dieser Stadt schlummerte, die damals weder erkannt noch genutzt wurde.

Ein großartiges Buch, das die literarische und kulturhistorische Bedeutung Jenas über 500 Jahre herausstellt, die neben der von Weimar durchaus bestehen kann. Es ist schon jetzt ein Standardwerk, allerdings kein Buch zum Hintereinanderlesen, sondern zum Oft-Hervorholen, um sich über ein Thema genauer zu orientieren – sei es Goethe und die Klassik, sei es die Jenaer Universität – oder um ganz einfach in Gedanken in Jena spazieren zu gehen.

Das literarische Jena ist allen, die die Stadt kennen, zu empfehlen, allen, die sich für die Literaturgeschichte Weimars oder Thüringens überhaupt interessieren, und vor allem jenen, die sich nach der mehr oder weniger gründlichen Lektüre dieses Buches auf den Weg machen wollen, um Jena nicht wie Napoleon mit militärischen, sondern mit literarischen Mitteln zu erobern. Eine Art Reiseführer, der auf gedrängtestem Raum alles Interessante und Notwendige enthält, was den Jena-Besucher begleiten kann. Mit 650 Gramm Gewicht gerade noch »tragbar«!

Maja Rehbein

»Merz erstrebt aus Prinzip nur die Kunst«

CHRISTINE ECKETT: **Kurt Schwitters. Zwischen Geist und Materie**, Reimer Verlag, Berlin 2012, 304 Seiten, 49 EUR.

Der Künstler Kurt Schwitters (1887-1948) hat »Merz« erfunden, die Idee eines Gesamtkunstwerkes. Seine Werke folgen einem »komplexen Zusammenspiel unterschiedlicher Ausdrucksmittel«. Christine Eckett will in ihrer nun in Buchform erschienenen Dissertation (FU Berlin) die »Wechselbewegungen zwischen den Kategorien Geist und Materie, Erfassen und Wirken« bei Schwitters untersuchen, sein »Prinzip der schöpferischen Lebensbewegung, deren Gesetzmäßigkeit den Prozess der (künstlerischen) Produktion wie Rezeption gleichermaßen bestimmt«. Ihr Anliegen ist es, Schwitters im geistig-kulturellen Leben seiner Zeit – zwischen Henri Bergson und der expressionistischen Bewegung um Herwarth Waldens *Sturm* – zu verorten und seine inneren Anknüpfungspunkte bis hin zur Romantik und Goethes Prinzip der Metamorphose nachvollziehbar zu machen. Auf beeindruckende Weise verknüpft sie die vielfältigen geistigen Bezüge, innerhalb derer sich Schwitters Kunst entfaltet, zu einem dichten Netzwerk, wobei Ausgangs- und Endpunkt der mehr theoretischen Betrachtungen jeweils konkrete malerische bzw. grafische Werke und Dichtungen des Künstlers bilden.

Die Arbeit selbst addiert nicht einfach die verschiedenen Gesichtspunkte, sondern verwebt sie ständig höchst beziehungsreich und stellt insofern auch hohe Ansprüche an den Leser. Dabei entsteht allerdings gelegentlich der Anschein, als ob sich Schwitters Kunst mehr oder weniger in Philosophie und Erkenntnistheorie auflösen ließe, was ihrem poetischen Charakter nicht ganz gerecht wird. Die Autorin nimmt die spielerischen Brechungen zwar im Prinzip

durchaus wahr, versucht sie aber doch auch immer wieder deutend zu erklären, und dabei entgeht ihr, wie mir scheint, auch einiges. So ist z.B. die Verwandtschaft der aquarellierten Zeichnung »Er und Sie« (1919) zu einer Lehrzeichnung von Paul Klee zwar durchaus offensichtlich, doch erschöpft sie sich nicht darin. Als Betrachter ist man zunächst damit konfrontiert, dass bestimmte Erwartungen nicht erfüllt werden, während gleichzeitig – von Schwitters sicherlich nicht ganz unbeabsichtigt – bestimmte Assoziationen geweckt werden. Geht es in Schwitters Werken nicht gerade um die Vieldeutigkeiten und die Ironisierung des Gewohnten? Und ist es nicht das Anliegen von Dada und Merz, alle gewichtigen Bezüglichkeiten zunächst hinter sich zu lassen? Diese Ebene kommt bei dem natürlich berechtigten Versuch, seine Chiffren zu entziffern, in meinen Augen etwas zu kurz. Was nicht heißt, dass die Deutungen von Eckett aus der Luft gegriffen sind. Es gelingt ihr, das Augenmerk auf Schwitters waches Interesse an geistigen Dingen und Dimensionen, wie sie im ersten Viertel des vergangenen Jahrhunderts in der Luft lagen, sowie auf seinen bewussten und ganz eigenen Umgang mit dem künstlerisch-schöpferischen Prozess zu lenken.

»Das Erkennen der Komposition aber genügt nicht zum vollkommenen Verständnis eines Kunstwerks, sondern man hat es dann erst verstanden, wenn es einem gelungen ist, mittels der erkannten Komposition in das Land der Phantasie des Künstlers mitzufahren« (Kurt Schwitters).

Stephan Stockmar